

SWR2 lesenswert Feature

Klasse und Habitus – Autorinnen und Autoren erzählen vom Milieuwechsel

Von Ulrich Rüdener

Sendung: Sonntag, 9. Juli 2023

Redaktion: Anja Brockert

Regie: Felicitas Ott

Produktion: SWR 2021

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

[Hier](#) kostenlos herunterladen.

Zitator:

Wenn meine in Akademikerhäusern aufgewachsenen Freunde erstmals meine Wohnung betreten, dann fällt ihr Blick immer zuerst auf diesen riesigen Fernseher. Zwischen überfüllten Bücherregalen hängt dieser Klotz an der Wand, und wenn mich der Besuch noch nicht gut kennt, dann führt diese Entdeckung regelmäßig zu erstaunten, ja peinlich berührten Reaktionen. (...) Ein Fernseher gilt vielen Bildungsbürgern als Statussymbol der Ungebildeten. (1)

O-Ton (Christian Baron)

Das Gefühl der Scham sitzt so tief in einem drin, dass ich da eben nicht ständig in diesem Agitations- und Selbstbewusstseins-Modus auftreten kann, der ja nur ein gespielter ist.

Zitatorin:

„Ich sah weg, wenn [meine Mutter] sich eine Flasche zum Entkorken zwischen die Beine klemmte. Ich schämte mich für ihren barschen Ton und ihr forsches Auftreten, umso mehr, als ich ahnte, wie ähnlich ich ihr war. Ich warf ihr vor, so zu sein, wie ich, die ich dabei war, in ein anderes Milieu zu wechseln, nicht mehr sein wollte. (...) Und ich begriff, dass zwischen dem Wunsch nach Bildung und tatsächlicher Bildung Welten lagen. (8)

O-Ton (Daniela Dröscher)

Der Aufstieg, der Bildungsaufstieg, er kann nicht gut gehen. Für einen selbst kann er vielleicht gut gehen, aber man weiß immer, wen man zurückgelassen hat und dass es für andere nicht klappt. Und dieser Schmerz, der ist da drin, und der ist, glaube ich, nicht rauszukriegen. Und mich freut das zu sehen, dass dieser individuelle Schmerz sich eigentlich in einen kollektiven Protest verwandelt.

Ansage:

Klasse und Habitus – Autorinnen und Autoren erzählen vom Milieuwechsel
Ein Feature von Ulrich Rüdener

Sprecher:

Viele Menschen, die sich aus ihrem Milieu wegbewegen und etwa durch Bildung in einem anderen landen, kennen dieses Gefühl: Die Distanz zur Welt der Herkunft wächst, und die Fremdheit im Ankunftsraum lässt sich nicht überwinden. Zwischen den Stühlen zu sitzen, zwischen den Klassen: Das Bewusstsein dafür begleitet viele so genannte Sozialaufsteiger. Manche überspielen diesen Zwiespalt. Bei einigen nimmt die Sensibilität für feinste Unterschiede im Laufe der Zeit noch zu. Im Alltag spüren sie oft ein doppeltes Unbehagen:

O-Ton (Christian Baron)

Das habe ich zuletzt gemerkt, als ich in Kaiserslautern war, im März bei meiner Familie.

Sprecherin:

Christian Baron, Journalist und Autor des Buchs „Ein Mann seiner Klasse“

O-Ton (Christian Baron)

Da habe ich mich bei etwas ertappt. Bei meinem Bruder zu Hause läuft eigentlich den ganzen Tag über der Fernseher, und ich hab da einen Kommentar abgesehen,

der nicht so gut war, und gesagt: *Könnt ihr nicht mal diesen Fernseher ausmachen, was muss der auch immer laufen.* Und erst hinterher habe ich gemerkt, dass das ziemlich arrogant von mir ist, weil ich dann erst kapiert habe, warum das eigentlich in meiner Familie immer schon der Fall war. Nämlich, der Fernseher läuft immer, auch wenn er gerade gar nicht aktiv genutzt wird, weil das das Schaufenster nach außen in die Welt da draußen ist, die ich hier in Berlin kennenlernen durfte, in der ich leben darf, die diesen Menschen, also meiner Familie aber verschlossen bleibt.

Sprecher:

Die Autorin Daniela Dröscher, in der Provinz aufgewachsen und heute in Berlin zu Hause, trägt das Empfinden einer Unzulänglichkeit mit sich herum.

O-Ton (Daniela Dröscher)

Interessanterweise hatte ich das jetzt vor sechs, sieben Tagen zuletzt, weil ich das erste Mal auf Instagram bin, diesen Account eröffnet habe (...) und voll in den Habitus zurückgefallen bin, weil ich gemerkt habe, also so sichtbar sein, sich zeigen, werben für etwas und dieses spielerische sich auf dem Parkett bewegen, das ist voll gegen (...) den Habitus, da muss ich richtig an mir arbeiten, um meine Sprache, um meinen Weg zu finden, in dieser Kultur, (...) da hab ich gemerkt – okay, meine Erziehung ist mir so im Weg, die Grammatik sitzt tatsächlich tief. Da ist es mir stark aufgefallen.

Sprecher:

Daniela Dröscher hat in Germanistik promoviert, mehrere Romane und Essays veröffentlicht und bewegt sich in Kreisen von Künstlerinnen und Künstlern. Obwohl sie also eine *neue* soziale Grammatik erlernt hat, begleiten sie solche irritierenden Momente:

O-Ton (Daniela Dröscher)

Sie kommen immer wieder, sie kommen in Wellen, würde ich sagen, also es ist nie vorbei.

O-Ton (Stefanie Stegmann)

Ja, jeden Tag.

Sprecherin:

Stefanie Stegmann, Leiterin des Literaturhauses in Stuttgart.

O-Ton (Stefanie Stegmann)

Ein Beispiel ist vielleicht, (...) wo der Spagat deutlich wird, eine Situation, (...) als ich mit meinem Vater telefonierte und wir so ein bisschen allgemein sprachen, und er dann plötzlich sagte, dass er die letzten Nächte schlecht geschlafen habe, weil er Sorge hat vor der nächsten Zahnarztrechnung, die wahrscheinlich (...) höher als tausend Euro sein wird. Und ich dann ein paar Stunden später in einer Vorstandssitzung hier im Literaturhaus sitze und wir über Finanzierungslücken und Sponsoring und Fundraising sprechen und in sehr kurzer Zeit 70.000 Euro zusammen haben, um Probleme zu lösen. Und das ist sozusagen eine rein ökonomische Frage vielleicht auf den ersten Blick, auf den zweiten Blick (...) macht es deutlich, wie schwer das ist in einem Alltag, in dem ich arbeite, diesen Gap zu integrieren oder diesen Weg zu integrieren in ein einzelnes Subjekt, nämlich in meine Biografie.

Sprecher:

Auch mich bestimmt dieser Gap, dieses Dazwischenstehen. Ich arbeite seit mehr als zwanzig Jahren als Kulturjournalist, und doch bleibt eine grundlegende Ambivalenz: Gehöre ich, in sogenannten einfachen Verhältnissen aufgewachsen, wirklich in dieses Feld? Oder gibt es da nicht ein Missverständnis, das nur noch nicht aufgedeckt wurde?

Umso erstaunlicher und ermutigender war die Entdeckung, dass es Bücher gibt, die genau von diesem Zwiespalt erzählen. In den letzten Jahren sind Texte erschienen, in denen Autorinnen und Autoren von ihrer eigenen, nicht so privilegierten Herkunft berichten – und von dem was folgt, wenn man sie hinter sich lässt. Bücher von Deniz Ohde oder Anke Stelling, von Bov Bjerg oder Undine Zimmer, von Daniela Dröscher, Christian Baron oder Dilek Güngör. Ich habe einige von ihnen getroffen, mit Leuten aus dem Literaturbetrieb gesprochen. Und versucht herauszufinden, was sie verbindet, die Bücher und die Menschen. Was diese Verbindung bedeuten könnte – auch politisch. Und welches Potenzial vielleicht in diesem „Dazwischen“ steckt.

Atmo:

Tram – Haltestelle, Ansage „Torstraße / Oranienburger Straße“ / Schritte

Sprecher:

Mit Christian Baron bin ich in seinem Verlag in Berlin verabredet. Ullstein residiert an der Friedrichstraße. Im Hinterhof, einem prächtigen Garten, hat der Verlag eine alte Remise charmant hergerichtet – ein Gartenhaus, in dem man sich wunderbare Feste und Lesungen vorstellen kann.

Atmo:

Schritte, Tür wird geöffnet

Sprecher:

Christian Baron ist Mitte dreißig. Vor einigen Jahren hat er einen Artikel über seinen Vater veröffentlicht – einen zur Brutalität neigenden, ressentimentgeladenen und alkoholkranken Mann, der in Kaiserslautern als Möbelpacker arbeitete und damit die Familie kaum über die Runden bringen konnte. Aus dieser biografischen Skizze entstand das Buch „Ein Mann seiner Klasse“.

O-Ton (Christian Baron)

Für mich war es ganz, ganz wichtig, in meiner eigenen Biografie-Arbeit schon vorher so einen Weg zu finden, diesem Mann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, diesen Antrieb, den spüre ich schon ganz lange, und angefangen hat das damit, dass mein Bruder mir irgendwann einmal gesagt hat: *Du sagst immer, das sei so ein Arschloch gewesen, man muss sich nie wieder mit dem beschäftigen, aber denk dir doch mal, der war halt derjenige, der er wegen seiner eigenen Entwicklung sein musste, er hatte keine Wahl.* Da hat bei mir was eingesetzt, schon lange bevor ich überlegt hab, darüber zu schreiben.

Sprecher:

Es ist eine harte Geschichte, die von einem prekären Leben erzählt. Von alltäglicher Gewalt, von einer sensiblen Mutter, die heimlich Gedichte schreibt, früh stirbt; von einem Elend, das für das Kind die Normalität ist.

Zitator:

„Für die anderen waren wir »Unterschicht«, »Asoziale«, »Barackler«, »Dummschüler«. Niemand in unserer Familie war je über den Hauptschulabschluss hinausgekommen. Außer Opa Willy, meinem Großvater mütterlicherseits, hatte keiner eine Berufsausbildung abgeschlossen. Während unsere Mitschüler mit ihren Eltern in den Urlaub flogen, einander vor dem Zubettgehen aus Büchern vorlasen und häufig in Restaurants aßen, ertrugen wir den Mangel, hingen den ganzen Sommer im Wohnblock ab, kannten die besten Kinderbücher nur als Filme. Unsere Wohnung war ein Skandal. Ein versiffter Teppich überdeckte den grauen Betonboden, die Fenster waren nur einfach verglast und obendrein undicht, es gab keine Heizung, an den Wänden gediehen Feuchtigkeitsflecken, die in jedem Raum jenen Schimmel sprießen ließen, der meiner Lunge schweres Asthma bescherte.“ (1)

Sprecher:

Das Buch, erzählt mir Christian Baron, hätte er nicht schreiben können, wenn sein Vater noch am Leben gewesen wäre. Vor fünfzehn Jahren ist er gestorben. Da war sein Sohn bereits unterwegs in ein anderes Leben. Es waren glückliche Umstände, die ihn – anders als seinen Bruder – in der Schule Erfolg haben ließen. Es gab Verwandte, die ihn förderten. Das Fernsehen ermöglichte es ihm, andere Realitäten kennenzulernen. Hochdeutsche Sätze zu hören. *Bildungsfernsehen*. Er fand Anerkennung, machte Abitur, studierte und ist heute in einem intellektuellen Milieu angekommen. Er hat eine Stimme – als Autor und Journalist. Und weiß, dass solch ein Weg eher die Ausnahme als die Regel ist.

O-Ton (Christian Baron)

Um einen sogenannten sozialen Aufstieg hinlegen zu können, müssen die verschiedenen Ebenen ineinandergreifen, das kann ich aus meiner Erfahrung sagen, also sowohl die institutionelle, Lehrerinnen und Lehrer, Sozialarbeiter, aber auch innerhalb der Familie muss das gelebt werden, also das habe ich ganz konkret bei meiner Mutter und meiner Tante erlebt.

Sprecher:

Die Biografie Barons und sein Buch erinnern an die Erlebnisse des jungen französischen Autors Édouard Louis, der vor allem mit zwei autofiktionalen Büchern in Frankreich und Deutschland für Furore sorgte: „Das Ende von Eddy“ und „Wer hat meinen Vater umgebracht“. In letzterem – einem Brief an den Vater – verfolgt er ein ähnliches Projekt wie Christian Baron: Er versucht, einem homophoben und gewalttätigen Mann gerecht zu werden und ihn als jemanden zu schildern, der von den Verhältnissen geformt oder besser verformt wurde. Jemanden, der durch die Arbeit und die sozialen Rückschritte der letzten Jahrzehnte auch körperlich zerstört worden ist.

Zitator:

Du bist gerade mal über fünfzig. Du gehörst zu jener Kategorie von Menschen, für die die Politik einen verfrühten Tod vorgesehen hat. (11)

Sprecher:

Die Bücher von Édouard Louis werden – ähnlich wie die Werke seiner älteren Kollegin Annie Ernaux – nicht nur als Literatur, sondern auch als ermächtigende Erfahrungsberichte wahrgenommen. Louis und Ernaux verbergen sich nicht hinter Figuren. Sie betreiben eine schonungslose Selbstbesinnung und Selbstbestimmung.

In dem Buch „Eine Frau“, in dem sie sich mit ihrer Mutter beschäftigt, schreibt Annie Ernaux:

Zitatorin:

„Dies ist keine Biographie und natürlich auch kein Roman, eher etwas zwischen Literatur, Soziologie und Geschichtsschreibung. Meine Mutter, die in ein beherrschtes Milieu hineingeboren worden war, das sie hinter sich lassen wollte, musste erst Geschichte werden, damit ich mich in der beherrschenden Welt der Wörter und Ideen, in die ich auf ihren Wunsch hin gewechselt bin, weniger allein und falsch fühle. (8)

Sprecher:

Auch Christian Baron wollte sich nicht hinter einer Fiktion verschanzen.

O-Ton (Christian Baron)

Für mich war von Anfang an klar, wir schreiben da nicht Roman drauf. (...) für mich war das in dem Fall überhaupt keine Option, weil ich mir jedes Mal dumm vorgekommen wäre. Oder es wäre mir vorgekommen wie eine Fortsetzung des Klassenverrats, den ich sowieso empfinde, wenn ich jetzt auch noch auf diese Art mich als großer Künstler, der jetzt hier im Interview von Figuren spricht, obwohl er natürlich in Wahrheit Vater, Mutter und Geschwister meint...

Sprecher:

Ohne ein Buch, das 2016 auf Deutsch erschienen ist und eine immense Wirkung entfaltet hat, wären die Texte von Christian Baron, Édouard Louis und vielen anderen kaum denkbar gewesen: „Rückkehr nach Reims“ von Didier Eribon, eine Mischung aus Memoire, Sozialgeschichte und politischer Analyse.

Zitator:

Warum habe ich, der ich so viel über Mechanismen der Herrschaft geschrieben habe, kaum etwas zur sozialen Herrschaft geschrieben? (7)

Sprecher:

Das fragt Didier Eribon, als er sich nach dem Tod seines Vaters an jenen Ort begibt, den er einst fluchtartig verlassen hatte. Eine Flucht vor der Enge, vor der Diskriminierung, die ihm als schwulem jungen Mann dort begegnete.

Zitator:

Wenn ich an meine Jugendjahre zurückdenke, erscheint mir Reims nicht nur als der Ort familiärer und sozialer Bindungen, die ich lösen musste, um anders zu leben, sondern auch, und auf eine für meine Lebensentscheidungen nicht minder bedeutende Weise, als die Stadt der Beleidigung. Wie oft hat man mich einen ‚pédé‘, eine ‚Schwuchtel‘ oder irgendetwas Ähnliches gerufen? (7)

Sprecher:

Auch die intellektuelle Dürftigkeit der Provinz wollte Eribon in Paris, dem Mekka des Geistes, hinter sich lassen. Das akademische Paris, merkte er allerdings rasch, ist eine elitäre Welt, die Eindringlinge aus den unteren Schichten nicht willkommen heißt.

Zitator:

Warum bin ich, der ich so große soziale Scham empfunden habe, Herkunftsscham, wenn ich in Paris Leute aus ganz anderen sozialen Milieus kennenlernte und sie über meine Klassenherkunft entweder belog oder mich zu dieser nur in größter Verlegenheit bekannte, warum also bin ich nie auf die Idee gekommen, dieses Problem in einem Buch oder Aufsatz anzugehen? (7)

Sprecher:

Mit „Rückkehr nach Reims“ hat er sich diesem Lebensthema gestellt. Ein Türöffner-Buch – für viele.

O-Ton (Daniela Dröscher)

Was mir den Stein von der Zunge gelöst hat, das waren Bücher. Das waren die Bücher von Ernaux und Eribon, und auf einmal wurde über das gesprochen, worüber ich nicht sprechen konnte.

Sprecherin:

Daniela Dröscher hat 2018 unter dem Titel „Zeige deine Klasse“ die Geschichte ihrer sozialen Herkunft veröffentlicht.

Sprecher:

Dröscher stammt nicht aus der Arbeiterklasse, sondern aus dem, was man einmal klassische Mittelschicht nannte. Aufgewachsen in einem Dorf in Rheinland-Pfalz, fand sie ihren Weg ins akademische Milieu. Und doch, schreibt sie, ist die Herkunft ...

Zitatorin:

... einem jeden in die soziale Aura eintätowiert. Es ist deshalb kein Wunder, dass viele Überläufer (...) sich wie ein Kunstprodukt oder eine Fälschung vorkommen. (5)

Atmo

Straßengeräusche Kastanienallee

Sprecher:

Heute lebt Daniela Dröscher da, wo die *neue* Mittelklasse zu Hause ist: im Zentrum von Berlin, im Prenzlauer Berg. Mein Weg zu ihr führt durch Zeilen sanierter Altbauten, vorbei an Boutiquen, Bio-Läden und Cafés mit Gästen zwischen 25 und 50, die sich in Outfit und Auftreten alle ziemlich gleichen, obwohl sie auf Individualität wertlegen. Auch ich selbst bin hier kein Fremdkörper, gehöre durchaus zu diesem Milieu.

Atmo

Kastanienallee

Sprecherin:

Der Soziologe Andreas Reckwitz bezeichnet die neue Mittelklasse als die kulturell, ökonomisch und politisch einflussreichste Gruppe der spätmodernen Gesellschaft.

Sprecher:

Der neuen Mittelklasse geht es um erfolgreiche Selbstentfaltung, auf gewisse Weise ist man eins mit dem gesellschaftlichen Fortschritt. Man lebt in den Metropolen, ist

weltoffen, hedonistisch und wählt bevorzugt grün. Ein „Neobürgertum“, das die alte Mittelschicht der Bonner Republik abgelöst hat. Diese breite Mittelklasse ließ sich von Normen wie Ordnung und Disziplin bestimmen, hatte immer die Perspektive des Aufstiegs vor Augen; auch die Unterschiede zwischen Arm und Reich waren nicht so groß, wie sie es heute sind. „Fahrstuhlgesellschaft“ nannte man das. Für unsere Gegenwart spricht der Soziologe Oliver Nachtwey von einer „Abstiegsgesellschaft“ – die Drohung sozialer Deklassierung steht immer im Raum, auch für das Neobürgertum.

Atmo

Kastanienallee

Sprecher:

Bei meinem Spaziergang durch die Kastanienallee muss ich an Anke Stellings Buch „Schäfchen im Trockenen“ denken. Stelling beschreibt darin das Ende einer Illusion: Die Freunde, die während des Studiums ähnliche Ansichten und Voraussetzungen zu haben schienen, sind eben doch nicht alle gleich. Was sich unter anderem darin zeigt, dass sich manche vom Geld ihrer Eltern eine Eigentumswohnung für eine knappe Million im Prenzlauer Berg leisten können, und andere eben dahinkrebsen und Schulden anhäufen.

Im Hintergrund freilich wirkt noch immer die Ideologie der alten Bundesrepublik, man lebe in einer gerechten Gesellschaft, in der nur die eigene Leistung zähle. So ganz falsch war das nicht: Der Wirtschaftsaufschwung der Nachkriegszeit und die sozialdemokratische Bildungspolitik der 70er Jahren förderten die soziale Durchlässigkeit.

Sprecher:

Bei unserem Treffen erzählt mir Daniela Dröscher von ihren Eltern. Sie gehörten zu den Aufsteigern der späten Wirtschaftswunderjahre: aus bäuerlichem Milieu ging es innerhalb einer Generation in die Mittelschicht. Sie hatten keine finanziellen Sorgen, waren aber auch nicht wohlhabend. Hatten keine höheren Bildungsabschlüsse, investierten aber durchaus in Bildung für die Kinder. Eine ziemlich typische Geschichte.

O-Ton (Daniela Dröscher)

Mir war es immer auch ganz wichtig zu sagen, ich bin überhaupt keine Ausnahme, meine Biografie ist eigentlich eine durchschnittliche Biografie. Die kann an vielen Stellen als repräsentativ gelesen werden. Aber hinter diese Normalität ein Fragezeichen zu setzen, das hat mich interessiert, und zu schauen, wie brüchig war die damals schon, also wie überfordert waren auch meine Eltern, mit ihrem Aufstieg, mit diesen Möglichkeiten, mit dem Wohlstand. Die wussten teilweise gar nichts damit anzufangen.

Sprecher:

In ihrem Buch „Zeige deine Klasse“ beschreibt Daniela Dröscher anschaulich, wie mit den Schulwechseln auch die Distanz zu den Eltern und zur eigenen Herkunft gewachsen ist. Vom Dorf ging sie ans Gymnasium in die größere Stadt, dann noch einmal weiter auf eine Privatschule mit Internat, die für Externe kostenfrei war. Aufstieg bedeutet nicht nur soziale Entfremdung, sondern meist auch räumliche.

Zitatorin:

Meine neuen Mitschüler waren zumeist Kinder von Anwälten, Ärzten, Lehrern, leitenden Bankangestellten und Unternehmern. Mindestens ein Drittel des Jahrgangs waren Kinder reicher Eltern. Das zweite Drittel hatte einen bildungsbürgerlichen Hintergrund. Für die meisten von ihnen war es selbstverständlich, dass ihre Eltern Geld hatten und in gehobenen Kreisen verkehrten, dass sie Instrumente lernten, es eine altehrwürdige Bibliothek zu Hause gab, sie den Sommer über auf die Malediven flogen, teure Kleider trugen und in den Häusern Putzfrauen und Kindermädchen angestellt waren. Sie hatten – PERSONAL. Das letzte Drittel bestand aus Aufsteigerkindern wie Janina und mir. (5)

O-Ton (Daniela Dröscher)

Ich wollte immer weiter weg, weit weg, ich wollte immer über mich hinaus. Und hatte sehr früh auch schon ein schlechtes Gewissen deshalb, weil es natürlich automatisch bedeutet, dass die Welt, in der man lebt oder groß geworden ist, zu klein ist, und das macht andere Menschen traurig. Und das macht wiederum mich traurig, das ist eine ewige Spirale.

Sprecher:

Daniela Dröscher schildert das aufkeimende Fremdsein, das mit Schamgefühlen einhergeht: Befremden über den Vater, der bei einer Theateraufführung in der Schule nicht recht weiß, welches Verhalten angemessen ist. Scham für die übergewichtige Mutter, die den Normen der neuen sozialen Umgebung nicht mehr zu entsprechen scheint. Der Körper, sagt Daniela Dröscher, sei ja immer auch etwas, in dem sich Gesellschaftliches artikuliere. Es habe lange gebraucht, bis sie das durchschauen konnte, ihr feministisches Bewusstsein mit einem Klassenbewusstsein in Verbindung brachte.

O-Ton (Daniela Dröscher)

Annie Ernaux hat in einem Essay ganz schön beschrieben, dass sie sich irgendwann sehr bewusst für die Sprache entschieden hat, in der sie schreibt, nämlich eine sehr schlichte, klare, schnörkellose Sprache, und sie sagt, das ist eigentlich ihre Buße. Also, die einzige Art und Weise, sich zu versöhnen mit ihrer sozialen Position als Autorin, die eine herausgehobene Position ist, ob man möchte oder nicht, weil man spricht, man wird gehört, man hat Stimme, das ist ihre Buße.

Sprecher:

Auch Daniela Dröschers Buch besticht durch Klarheit. Aber zugleich lässt sie Vielstimmigkeit zu: „Zeige deine Klasse“ ist ein persönliches literarisches Memoire, aber auch ein Essay, der mit soziologischen Fundstücken arbeitet, verschiedene Sprechweisen collagiert und in Fußnoten Gedanken in unterschiedlichste Richtungen weiterträgt.

O-Ton (Daniela Dröscher)

Ich habe mir Gefährten gesucht, also die ganzen Zitate, (...) waren meine Gefährten, Komplizinnenschaft, sagt man heute.

Sprecher:

Es braucht diese Komplizinnen, wenn man über schambehaftete Dinge sprechen will. Es braucht vielleicht auch eine andere, flirrende Form, um dem Gefühl des Suchens Ausdruck zu verleihen.

Sprecher:

Auch mir ist Bildung nicht zugeflogen, wurde mir nicht vererbt. So wenig wie Geld. Um das Studium zu finanzieren, jobbte ich in den Semesterferien. Unbezahlte Praktika kamen nicht in Frage. Eher zufällig fand und sammelte ich Wissensfragmente, wertvolle Versatzstücke aus erst einmal unzugänglichen Welten. Vielleicht werden sich diese Puzzleteile nie ganz zusammenfügen, jedenfalls nicht so wie für jemanden, der in einer bildungsbürgerlichen Welt aufgewachsen ist und eine entsprechende soziale Grammatik erlernt hat. Diese Erfahrung prägt auch das Schreiben von Daniela Dröscher.

Sprecher:

Ein solches Schreiben kann auf Vorbehalte treffen. Unter anderem in der sogenannten bürgerlichen Presse, in der Begriffe wie Klasse und Klassenbewusstsein oft Schnappatmung auslösen. Die Kritik an literarischen Aufsteigerbiografien weist dann gern darauf hin, dass charakterliche Dispositionen und der freie Wille der Einzelnen von den Autorinnen und Autoren zu wenig berücksichtigt würden. Die seien aber wichtiger als gesellschaftliche Faktoren.

O-Ton (Daniela Dröscher)

Die Persönlichkeit, das ist ja so eine beliebte, ich nenne es immer die FDP-Erzählung, ich hoffe, das ist okay, das so zu sagen. Ja, die Persönlichkeit. Ich glaube, durch dieses Narrativ, dass man immer selbst an allem schuld ist und da geht's immer um das Wörtchen „zu“, man ist nicht schlau genug, nicht schnell genug, nicht geschickt genug, es ist immer zu wenig, zu viel, zu klein, zu langsam, wie auch immer. Und dieses Narrativ verbirgt die Struktur.

Sprecher:

Dass Einzelne es doch schaffen – wie jene Autorinnen und Autoren, die über ihren Klassenwechsel berichten – gilt den Kritikern dann als Beweis für die Durchlässigkeit des Systems.

Sprecher:

Aber es wird nicht nur mit dem Florett geflochten, wenn es um die Bücher der „Klassenflüchtigen“ geht. Das Urteil kann vor allem in einem Punkt vernichtend sein, meint Daniela Dröscher:

O-Ton (Daniela Dröscher)

Wenn man die Aufsteigerin treffen möchte, dann muss man die Form kritisieren. Das ist bei Christians Buch auch passiert, Christian Baron, ne, da hieß es auch, wie es hieß, na, literarisch ist noch Luft nach oben. In welcher Sprache muss ich schreiben, damit sie den legitimen Geschmack trifft? Was ist die legitime Sprache, wer bestimmt das? Das Medium steht ja ständig zur Disposition, die Schrift und die Sprache als das Distinktionsmedium, das ist die große Wunde bei ganz vielen Aufsteiger_innen, und Rezensionen, die darauf zielen, die treffen ins Herz.

O-Ton (Pierre Bourdieu, französisch)**Zitator Overvoice:**

Heute wird jedoch eine andere Form von Kapital immer wichtiger. Ich spreche von kulturellem Kapital. Es ist schwierig das zu definieren. (15)

Sprecherin:

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat 1979 eine wegweisende Studie veröffentlicht: „Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft“.

O-Ton (Pierre Bourdieu, französisch)**Zitator Overvoice:**

Zuallererst geht es um Sprache, eine bestimmte Gewandtheit im Umgang mit Sprache, man muss zum Beispiel das richtige Französisch sprechen (...). Es geht also um Sprache und alles, was damit zu tun hat. Um das, was man in einer ‚kultivierten‘ Familie mit auf den Weg bekommt, weil einem Papa Geschichten erzählt, weil man Bücher liest, selbst Kinderbücher. All das stellt Kapital dar, eine knappe Ressource, die ungleich verteilt ist. Manche haben mehr davon als andere. Und wegen der ungleichen Verteilung fahren sie die Profite ein, die mit der Knappheit verbunden sind. Wenn alle die gleichen Ressourcen hätten, wenn alle perfektes Französisch ohne Akzent sprechen würden, gäbe es keine Vorteile, dann hätte das keine Wirkung. Aber weil es diese Unterschiede gibt, lohnt sich ein gepflegtes Französisch. (15)

Sprecher:

Bourdieu's Ausgangsthese: Kultur ist nie rein oder voraussetzungslos, nie zweckfrei. Geschmack klassifiziert.

Zitator:

Dem Spiel der Bildung und Kultur entrinnt keiner! (3)

Sprecher:

Wesentlich ist seine Definition des Habitus: Er ist laut Bourdieu das Produkt von Prägungen und von Geschichte; er schreibt sich in den Körper ein. Er bestimmt, wie man sich kleidet, wie man redet, wie man sich gibt. Wie ein Mensch seine Umwelt wahrnimmt – und wie diese ihn ein- und im Zweifel auch aussortiert. Hängt im klassischen Marxismus alles vom ökonomischen Kapital ab, sind bei Bourdieu das kulturelle, soziale und das symbolische Kapital weitere entscheidende Mittel, gesellschaftliche Machtpositionen zu behaupten. Wer nun aus einer unteren in eine höhere Klasse aufsteigt, zahlt einen hohen Preis. Bourdieu spricht von einem „gespaltenen Habitus“. Ihm, der selbst aus einfachen Verhältnissen stammte, war dieses Gefühl vertraut. Und er hielt nicht zuletzt deshalb zur akademischen Elite seines Landes stets eine gewisse Distanz.

Zitator:

Distanz gegenüber dem großen Spiel der französischen Intellektuellen, die sich an jeder aufsehenerregenden Petition, jeder schicken Demonstration beteiligen, ohne das Vorwort für einen Kunstkatalog zu vergessen, aber auch gegenüber dem großen Spiel der professoralen Machtausübung, ihrer Allgegenwart in jedem Ausschuss und Preisgericht, in den Spielen und bei den Spieleinsätzen der Herrschaft über die universitäre Reproduktion. (4)

O-Ton (Stefanie Stegmann)

Bourdieu wurde ja (...) rezipiert, aber schon auch irgendwie, hatte ich das Gefühl, in den achtziger, neunziger Jahren schon auch immer so ein bisschen, ja, feine Unterschiede, sechziger Jahre, da sind wir irgendwie drüber hinweg, die Klassen haben sich aufgelöst. Aber haben sie halt nicht.

Sprecherin:

Stefanie Stegmann, Leiterin des Literaturhauses in Stuttgart. In ihrer kulturwissenschaftlichen Promotion hat sie den professoralen Habitus an Universitäten untersucht und dabei auch die Kleidung oder Büro-Möblierung der Professorenschaft in den Blick genommen.

Sprecher:

Stegmanns Beschäftigung mit Bourdieu, ihre wissenschaftliche Arbeit und ihre Herkunft aus nicht-akademischem Milieu helfen ihr heute dabei, den Habitus und die Machtgesten auf dem literarischen Feld zu begreifen. Die feinen Unterschiede wurden ihr noch einmal bewusster, als sie vom eher studentisch geprägten Freiburg ans Literaturhaus in Stuttgart wechselte.

O-Ton (Stefanie Stegmann)

Die Millionärsdichte ist eine andere. Und das zeigt sich in einem bestimmten BekleidungsHabitus. Ich habe meinen Kleiderschrank komplett neu ausstatten müssen, als ich nach Stuttgart ging. Es hat mich niemand dazu gezwungen, es hat mir das auch niemand gesagt, das ist von selbst so gekommen, dass ich das Gefühl hatte, ich muss mich anders kleiden, um mich in diesem Feld entsprechend bewegen zu können, ohne ständig das Gefühl zu haben, mich schämen zu müssen. (...) Ich habe im Grunde meinem Gegenüber zugeschrieben, dass er mich decodiert in einer Zehntelsekunde, dass er sieht, wo kaufe ich meine Kleider ein und das geht dann so weiter, wie drücke ich mich aus.

Sprecher:

Es sind Fragen der Macht, der Hierarchie, des Geschlechts und der Herkunft, der Zugehörigkeit und der Hautfarbe, die auch den Literaturbetrieb bestimmen – sie spiegeln sich in bestimmten Sprech- und Verhaltensweisen. Wie tritt jemand auf, wenn er in einen Raum kommt: bescheiden, zurückhaltend, leise? Oder mit Aplomb, einem angeborenen Selbstverständnis, das sagt: Mir gehört die Welt? Wie übersetzen sich ökonomische Macht oder angehäuften kulturelles Kapital in eine Sprache der Ausgrenzung? In Klassismus?

O-Ton (Christian Baron)

Das, was ich bislang mitbekommen habe, ist, dass der Literaturbetrieb so wie jeder andere Kulturbetrieb in diesem Lande und im Kapitalismus auch eben ein sehr exklusives Feld ist.

Sprecherin:

Christian Baron, Autor und Journalist

O-Ton (Christian Baron)

Da muss ich besonders stark meine Rolle auch spielen, auch wenn jedem am Tisch klar ist, dass hier ja der davongekommene Prolet gerade spricht, dann habe ich schon ab und zu auch mal das Gefühl gehabt, (...) dass ich mich im Literaturbetrieb manchmal begafft fühle wie ein Zootier. Selbst von Menschen, die nur das allerbeste wollen. Ich mache keinem einen Vorwurf. Aber das ist eben ein Mechanismus, diese Menschen sind eben auch Männer und Frauen ihrer Klasse im Endeffekt.

O-Ton (Daniela Dröscher)

Ich glaube, der Literaturbetrieb ist ein Paradebeispiel dafür.

Sprecherin:

Daniela Dröscher, Schriftstellerin

O-Ton (Daniela Dröscher)

Also, die berühmte Parkettsicherheit, die es braucht, und die auch bedeuten kann, das Parkett zu sprengen, die hatte ich nicht. Und ich habe, glaube ich, wirklich 15 Jahre gebraucht, um überhaupt zu verstehen, was hier wichtig wäre, wichtig gewesen wäre, wie das Spiel läuft.

Sprecher:

Jörg Sundermeier hat 1995 zusammen mit Werner Labisch in Berlin den Verbrecher Verlag gegründet. Zu Anfang produzierten sie ausschließlich Taschenbücher. Über den Preis für ein Buch sollte kein Leser ausgeschlossen werden.

Sprecher:

Auch Jörg Sundermeier kennt sich mit Distinktionsmerkmalen im Literaturbetrieb aus – also mit jenen Mitteln, die Unterschiede markieren, oder andersherum, Zugehörigkeit zum Milieu demonstrieren sollen.

O-Ton (Jörg Sundermeier)

Nun bin ich nun mal Sohn einer Schneiderin und eines Schneiders, das hässliche Herrenjackett hat eine unfassbare Dominanz auf Buchmessen, (...) man muss dieses Jackett tragen, und einige Leute tragen es so verzweifelt und es sitzt ihnen so schlecht und unbequem, und andere haben vielleicht wahnsinnig teure, aber einfach keinen Geschmack. Sie glauben aber alle, diese Form von Repräsentanz machen zu müssen und gewissermaßen ihren Literaturbusiness-Anzug anziehen zu müssen (...). Das ist ein ganz, ganz schwieriges Ding, und da gibt es, wie soll ich sagen, verschiedene Strategien, wie man dieser Verkleidungsform begegnet.

Sprecher:

Jörg Sundermeiers Strategie: schwarzes Hemd, hochgekrempelte Ärmel, kein Jackett. Auch dies ein Statement.

Hinter dem Kleidungsthema steckt natürlich etwas Substantielles: Um dazuzugehören, muss man im Literaturbetrieb gewisse Assimilationsleistungen erbringen, sich anpassen. Und Sundermeier begegnet immer wieder Menschen, die auf die Insignien ihres Aufstiegs pochen:

O-Ton (Jörg Sundermeier)

Das sind meistens auch die, die dann immer drauf bestehen, dass Professor mit im Briefkopf steht. Und daran kann man's merken, während jemand, der schon seit 300 Jahren in einer Akademikerfamilie ist, dem ist das „Professor“ auch egal, weil er hat es ja sozusagen im Blut. An diesen Kleinigkeiten merkt man das. Wir beachten das nicht immer richtig. Dann werden wir natürlich sehr wütend darauf hingewiesen, und ich finde es ganz lustig, das zu bemerken, ich finde es aber auch wahnsinnig interessant, wie oft ich darauf reinfalle und bei manchen Leuten glaube, dass sie seit 400 Jahren adelig sind, quasi Geldadel, und dann merke, oh mein Gott, die kommen auch aus einem ganz kleinen Haus wie ich, die wussten auch nicht, was ein Fischmesser ist.

Sprecher:

In Sundermeiers Verlag erscheinen keine Bücher, die agitatorische Impulse setzen wollen. Und doch fällt auf, dass hier in vielen Texten die Verhältnisse aus einer anderen Warte betrachtet werden und Lebensumstände vorkommen, die ansonsten nicht der Rede wert sind. Womit verdienen die Figuren eigentlich ihr Geld? Wie bezahlen sie ihre Miete?

O-Ton (Jörg Sundermeier)

Dann gab es eben über Anke Stelling, über Dilek Güngör, über die theoretischen Arbeiten, aber auch die Romane von Enno Stahl und anderes etwas, wo das stärker thematisiert wird, teilweise dann zum ersten Mal ich auch das klarer benennen konnte.

Sprecherin:

Die Autorin Dilek Güngör hat 2019 den autobiographisch gefärbten Roman „Ich bin Özlem“ veröffentlicht.

Sprecher:

Ein Buch, das in vielerlei Hinsicht die Perspektiven weitet. Die Ich-Erzählerin Özlem ist – wie die Autorin selbst – Kind türkischer Eltern, die in den sechziger Jahren als damals sogenannte Gastarbeiter in eine deutsche Kleinstadt gekommen sind.

Sprecher:

Özlem hat einen Bildungsaufstieg hingelegt, ist Sprachlehrerin und Autorin. Sie lebt mit Mann und Kindern in Berlin, ihr Freundeskreis besteht aus dem schon erwähnten neuen Bürgertum: weltgewandte Akademiker in mittleren Jahren, solider Wohlstand, über dessen Ursprung eher nicht gesprochen wird. Özlem aber fühlt sich seit ihrer Kindheit im Schwäbischen als Außenseiterin. Ihre Identität ist gespalten, in mehrfacher Hinsicht: Vom türkischen Obsthändler wird sie als Landsfrau identifiziert, obwohl ihre Beziehung zur Türkei mehr als fragil ist. Gleichzeitig bringt sie zum Gartenfest bei den Freunden nicht Nudelsalat mit, sondern Börek mit Spinat – als müsste sie einem Bild entsprechen, von dem sie glaubt, dass andere es von ihr haben. Aber auch Klassenfragen tragen zu ihren zunehmenden Unsicherheiten bei.

Zitatorin:

„Das Gefühl, nicht dazuzugehören, ist mein treuer Begleiter geworden. Du bist nicht wie die anderen und darum verkehrt, das war für mich der einzig logische Schluss. Mir fehlte vieles, um zu sein wie sie: die richtige Haarfarbe, der richtige Name, die richtigen Eltern, meine hatten auch noch falsche Berufe, nämlich gar keine, sie arbeiteten in einer Fabrik, in der sie das Nähen und Polstern erst nach und nach erlernt haben. Mir fehlte die richtige Sprache, das richtige Essen und die richtige Beschäftigung am Wochenende. (9)

Sprecher:

Class, Race und Gender – also die Frage von sozialer und ethnischer Herkunft, aber auch des Geschlechts, spielen eine Rolle, sind miteinander verwoben und kaum aufzudröseln. Dass ihre Diskriminierungserfahrungen mit allen drei Aspekten zu tun haben können, hat Dilek Güngör erst spät begriffen:

O-Ton (Dilek Güngör)

Gleichzeitig führt's aber zu dem Kurzschlussgedanken, dass die Herkunft aus der türkischen Familie dich klar in einem bestimmten sozialen Milieu positioniert, und dass das mit dem Türkischsein zusammenhängt, also dass man als Kind vielleicht den Gedanken nicht zustande bringt, „ich bin nicht ausgeschlossen von dem, dem und dem, weil ich vielleicht die Codes nicht kenne, oder weil ich eben keinen Musikunterricht hatte, oder weil (...) meine Eltern nicht auf das und das Wert gelegt haben, sondern ich bin ausgeschlossen, weil ich Türkin bin“; und ich glaube, das (...) ist so eine Kinderverbindung, die dann aber leider sehr lange im Kopf haften bleibt.

Sprecher:

Der dramatische Höhepunkt ihres Buches: Bei einem Wochenendausflug mit den Freunden an die Ostsee eskaliert eine Diskussion über die angemessene Schule für den Nachwuchs. Bei aller Liberalität: Auch die neue Mittelklasse möchte lieber unter sich bleiben, und die Vorurteile brechen, wenn es um die Vorteile des eigenen Nachwuchses geht, im Gespräch relativ ungeschönt hervor.

Zitatorin:

Ich weiß, was jetzt kommt.

»Das ist eine Brennpunktschule, 80 Prozent der Kinder sind nicht deutscher Herkunft und viele aus schwierigen Familien. Darum der schöne Spielplatz im Innenhof, die Lesepatenschaften und die Whiteboards. Solche Schulen kriegen Gelder von hier und da, Projektwochen, Musikfeste, hast du nicht gesehen, damit ihnen nicht noch die letzten deutschen Eltern davonlaufen.«

Ich kann sie plötzlich alle nicht mehr ausstehen. Johanna nicht und Eva nicht und auch der stumme Tobias geht mir auf die Nerven. Die Rotweingläser in der Hand sitzen wir in einem über hundert Jahre alten Haus am Meer, gewärmt vom Feuer im Kamin und mir wird eiskalt. Eine feine Gesellschaft sind wir. (9)

O-Ton (Dilek Güngör)

Es ist auch so eine ähnliche Situation gewesen wie in dem Roman, also man sitzt zusammen in einem Ferienhaus bei Wein, und es ist ein schöner Abend, und da hab ich gedacht, „du kannst hier noch so sitzen mit deinem Weinglas, die schauen doch mit ganz anderen Augen auf dich“, und die Illusion, dass du längst Teil dieser Gruppe bist, die zerbröckelt jetzt plötzlich.

Sprecher:

In den späten sechziger und siebziger Jahren wurde über Klasse und Chancengleichheit diskutiert. Heute geht es vor allem um Race und Gender. Augenscheinlich aber ist, dass die drei Ebenen ineinander übergehen.

O-Ton (Stefanie Stegmann)

Naja, vielleicht hängt das schon auch damit zusammen, dass es auch in anderen Ungerechtigkeitsverhältnissen, Nähe- und Distanz-Verhältnissen in den letzten Jahren zu einer wirklich großen Sensibilisierung gekommen ist ...

Sprecherin:

Stefanie Stegmann, Kulturwissenschaftlerin und Leiterin des Literaturhaus Stuttgart.

O-Ton (Stefanie Stegmann)

... und dass wir mittlerweile ja nicht mehr nur so monokategorial denken, das ist jetzt Klasse, das ist Geschlecht, das ist Rassismus, sondern diesen intersektionalen Ansatz, der natürlich in der Wissenschaft schon seit langem versucht wird, ernst zu nehmen, jetzt auch irgendwie in öffentliche Diskussionen transportiert wird, nämlich zu sagen, dass sich die Dinge einfach verflechten.

O-Ton (Daniela Dröscher)

Ich glaube, dass die Klasse ein neues verbindendes Moment sein kann, ohne sie vor die anderen Widersprüche zu stellen.

Sprecherin:

Daniela Dröscher, Autorin des Buchs „Zeige deine Klasse“.

O-Ton (Daniela Dröscher)

Und genau hinzuschauen und zu sehen, wie sind die Dinge miteinander verbunden. Also, ein gutes Beispiel ist die Care-Kette, ne, das ist ja alles drin. Das ist sozusagen die globale Care-Kette, die Arbeit immer weiter durchreicht, und wer leistet sie am Ende, es sind migrantisierte Frauen, da fällt alles zusammen. Ich habe die Hoffnung, wenn sich die Diskurse um Sexismus und Rassismus näher an die Klasse bewegen oder noch deutlicher erkennen, wie sehr sie die brauchen, für den Kampf, dann könnten wir tatsächlich viele werden oder mehr.

Sprecher:

Apropos Kampf. Die Heldin in Dilek Güngörs Roman „Ich bin Özlem“ ist eher eine Beobachterin. Und sie versucht, die Dinge erst einmal für sich zu ordnen. Widerstand gegen das eigene Unbehagen oder die Situation fällt ihr schwer – noch.

O-Ton (Dilek Güngör)

Als der Roman zu Ende geschrieben war, habe ich gedacht, ich hätte die eigentlich gern viel aktiver gehabt und viel, viel mehr Tatendrang. Und dann wars aber schon zu Ende und ich dachte: „Nee, ich mach aus der Figur jetzt nicht ne tollere Figur!“ Also natürlich ist es schöner, wenn die sich ermächtigt, wenn die selber sagt, wer sie ist und selbst bestimmt. Aber ich hab das Gefühl gehabt, das wär hinterher nochmal schöner gemacht als es wirklich ist.

Sprecher:

Handeln kann man erst, wenn man sich der Situation, in der man steckt, bewusst wird. Das heißt auch, gesellschaftliche Realitäten lesen zu lernen.

Sprecher:

Die Ideologie des Neoliberalismus ist bis heute wirkmächtig: Die eigene Leistung sei ausschlaggebend, wenn man nach oben kommen wolle. Die Klassenfrage spiele da keine Rolle.

Sprecher:

Aber: Die soziale Reproduktion – so hat das Pierre Bourdieu genannt – funktioniert im Prinzip noch immer effektiv: Wer aus armen Verhältnissen stammt, hat schlechtere Startbedingungen. Und wird nur unter erheblichen Mühen aufsteigen können.

O-Ton (Jörg Sundermeier)

Ich glaube, es ist auch wichtig, über Klasse zu sprechen, und ich glaube, wir können sagen "Klassengegensätze", wir müssen nicht von sozialer Schere und anderen süßen Bildern, die müssen wir nicht benutzen, sondern wir können eben auch sagen, die Klassengegensätze verschärfen sich. Und da sich die Klassengegensätze verschärfen, gibt es auch eine andere Selbstwahrnehmung, auch und ganz konkret dahingehend, dass – ob es Berlin, Hamburg oder München ist – du als Schriftstellerin ohne Erbe oder ohne zu erwartendes Erbe, vielleicht einfach nicht mehr alleine in der Wohnung leben kannst im Alter, mag sie noch so bescheiden sein.

Sprecher:

Die Literatur nimmt das seismographisch auf. Schon in den letzten Jahrzehnten haben immer wieder Autorinnen und Autoren, die aus der Arbeiterschicht stammten, über ihre Erfahrungen berichtet: Karin Struck etwa schon zu Beginn der 70er Jahre in „Klassenliebe“. Ralf Rothmann in vielen Erzählungen und Romanen über das Ruhrgebiet; oder Ulla Hahn, die in einem autobiografischen Zyklus den Aufbruch eines Mädchens aus ihrer begrenzten Herkunftswelt in die Literatur schildert. Diese Geschichten erzählen zugleich die Aufbruchs- und Wirtschaftswunderjahre der alten Bundesrepublik mit, blicken mitunter sogar ein wenig nostalgisch darauf zurück. Damals hatte der legendäre Elternsatz „Unseren Kindern soll es einmal besser gehen“ noch Appeal. Und Potential.

Sprecher:

In den jüngeren Texten werden eher die ernüchterten Erfahrungen, Widersprüche und Zwiespälte in einer von sozialen Unterschieden geprägten Gesellschaft erzählt. Bei französischen Schriftstellern wie Didier Eribon oder Édouard Louis klingt das kämpferisch:

Zitator:

Man muss so schreiben, in Büchern von Dingen so sprechen, dass sie unerträglich werden für die Bourgeoisie. (11)

Sprecher:

In den Memoires deutscher Autorinnen und Autoren hat es eher etwas Tastendes, Suchendes, erst einmal Selbstermächtigendes. Es geht nicht zuletzt darum, sich der eigenen Gefühle bewusst zu werden. Und neue Koalitionen zu schmieden. Christian Baron hat zusammen mit Maria Barankow die Anthologie „Klasse und Kampf“ herausgegeben. Erzählungen, Erinnerungen, Essays ganz unterschiedlicher Autorinnen und Autoren sind darin versammelt. Sie berichten von Klassismus und Rassismus, von den ewigen Geldsorgen.

Zitator:

Zwölf solcher Jobs habe ich gemacht in mehr als zehn Jahren. Paketdienst, Küchenhilfe, Erdhubarbeit, Tankstelle, Milchfabrik, den ganzen Quatsch. Einfach, um nicht unterzugehen. (2)

Sprecherin:

Der Journalist und Schriftsteller Arno Frank.

Zitator:

Um nicht aus der Wohnung zu fliegen oder auf die Schnauze. Um nicht betteln zu müssen, und sei's beim Amt. Wenn man in der Mühle steckt, fehlt die Draufsicht. Du kommst zwar über die Runden, aber nie auf einen grünen Zweig. Du wirst dabei nicht einmal schlauer. Du lernst nichts. Wer über Wasser bleiben muss, hat dafür keine Hände frei. Du empfindest darüber keine Wut, im Gegenteil. Nur diffuse Dankbarkeit. Das ist gerade der Clou bei der Ausbeutung. (2)

O-Ton (Christian Baron)

Ich war sehr überrascht, als dann alle Texte da waren, dass wirklich in jedem Text die Scham eine Rolle spielt. Ich wusste schon, dass das für mich ein Thema ist, für Annie Ernaux, Édouard Louis, Didier Eribon auch, aber dass das dann so dominant auch in diesen Texten ist, war mir nicht klar. Das ist das Verbindende, was man erst mal als negativen Identifikationspol bezeichnen kann.

Sprecher:

Vielleicht ist die soziale Scham das prägende Motiv in all den Büchern, die von Milieuwechseln erzählen.

O-Ton (Stefanie Stegmann)

Ich hätte vorher immer irgendwie so Minderwertigkeitskomplex oder andere Vokabeln verwendet. Aber de facto ist es eine Scham, ja.

O-Ton (Bourdieu, französisch)**Zitator Overvoice:**

Wenn man aus kleinen Verhältnissen kommt, aus einer kulturell unterdrückten Region, hat man automatisch eine Art kulturelles Schamgefühl. (15)

O-Ton (Daniela Dröscher)

Der Prozess der Scham oder der Prozess der Entschämung eigentlich, so hat ein Kollege, George Demir, das letztens genannt, der ist sehr anstrengend tatsächlich, der macht auch Zick-Zack, es geht vor und zurück. Also, als ich verstanden habe, dass es nie einen Grund gab, sich zu schämen, habe ich mich natürlich doppelt geschämt dafür, also für diese Scham.

O-Ton (Daniela Dröscher)

Scham ist ein hochpolitisches Gefühl, finde ich, es kommt ja immer von außen, es sagt sehr viel über die Gesellschaft oder das Milieu, in dem ich mich bewege. Wir werden ja beschämt, es ist ja eher etwas, was von außen an uns herangetragen wird. Und für mich war das erst mal sehr befreiend, diese Scham auszusprechen, von dieser Scham zu sprechen, sie mit anderen zu teilen, andere zu ermutigen, auch ich zu sagen an der Stelle. Und zusammen die Struktur zu entziffern und zu sehen, in welchen Normen und Maßstäben wir uns hier bewegen und wonach wir uns strecken und was überhaupt diese Karotte vor der Nase ist, was ist das.

O-Ton (Christian Baron)

Aber daraus kann sich ja dann auch wieder, wenn man sich zusammentut, etwas Positives entwickeln, dass man sagt, wir sind jetzt aber auch nicht nur Opfer. Sondern wir sprechen aus einer Position der Stärke heraus über unsere Schwächen, unsere vermeintlichen Schwächen.

Sprecher:

Wie die Schriftstellerinnen und Schriftsteller in Christian Barons Anthologie „Klasse und Kampf“.

O-Ton (Christian Baron)

Wir sind jetzt zu einem Zeitpunkt in dieser Gesellschaft, in der es darum geht, auch den Kampf, den man mit sich selber führt, erst mal wieder anzunehmen und anzuerkennen.

Sprecher:

Der Kampf richtet sich also zunächst einmal gegen die eigenen blinden Flecken. Und zielt auf eine neue Form des Sprechens.

Sprecher:

Daniela Dröscher lädt zusammen mit dem Schriftsteller Michael Ebmeyer seit Frühjahr 2020 regelmäßig Gäste in einen Berliner Club ein, um über „Wege aus dem Klassenkrampf“ zu sprechen. „Let's talk about class“ heißt die Reihe. Und 2021 hat sie Autorinnen und Autoren unterschiedlichster Herkunft gebeten, kurze literarische Texte zu einem Online-Projekt beizusteuern. Der Titel: „Check Your Habitus“. Die dahinterstehende Frage:

Zitatorin:

Wie lebt es sich mit dem lebenslangen Spagat, dieser ewigen Zickzack-Bewegung zwischen verschiedenen sozialen Welten und Blickwinkeln? (6)

O-Ton (Daniela Dröscher)

Ja, ich glaube in dieser Matrix bewege ich mich und werde mich vielleicht auch immer bewegen, also zwischen Scheu und Wagemut, und es kann auch sein, dass ich, weil ich lange so scheu war oder auch so schambehaftet, dass ich jetzt umso wagemutiger bin. Und dass es mir an vielen Stellen tatsächlich egal ist, was Leute, was sie daran vielleicht nicht gut finden, ist okay, also, das ist das Spiel, das ist der offene Diskurs.

O-Ton (Stefanie Stegmann)

Deshalb ist für mich auch dieser Satz von Leonard Cohen "There's a crack in everything, that's how the light gets in" einer der Sätze, die für mich total wichtig sind, weil sie diese Ambivalenz wirklich leuchtend zum Ausdruck bringen, es gibt den Riss durchs Leben, durch meinen Alltag, durch meine Biografie.

Sprecherin:

Stefanie Stegmann, Leiterin des Literaturhaus Stuttgart

O-Ton (Stefanie Stegmann)

Und trotzdem ist es nicht nur ein schmerzhafter Riss, sondern es ist auch ein Riss, durch den Licht dringt. Es ist eben nicht so einfach aufzulösen – als katastrophische Erzählung oder als nicht-integriert, nicht-integrierbar, sondern es ist eben auch was, woraus sich eine Kraft entwickelt, woraus sich eine Stärke entwickelt und woraus sich auf eine Art auch ein Glück entwickelt, weil es einen Perspektivreichtum, oder weil es die Sichtachsen so erweitert, dass ich, je älter ich werde, desto wertvoller scheint mir eigentlich dieser Blick auf diese 46 gelebten Jahre. Das habe ich vor 20

Jahren noch ganz anders gesehen, da war der Riss vor allem schmerzhaft. Jetzt ist es wirklich ambivalent. That's how the light gets in.

Sprecher:

Man müsse, sagt Stefanie Stegmann, von seinen Privilegien Gebrauch machen, um Menschen und ihr Verhalten zu spiegeln. Man könne als eine Art Membran funktionieren, durchlässig sein in beide Richtungen – sowohl ins Herkunfts- als auch ins Ankunfts- milieu.

Sprecher:

Eigentlich naheliegend. In den Gesprächen werden mir auch die Widersprüche meines eigenen Bildungsaufstiegs noch einmal deutlich. Die Holprigkeiten und Zufälle, die Euphorie. Und was daraus folgen könnte: die Ambivalenz produktiv zu machen. Dazu gehört es auch, *Ich* zu sagen, sich der eigenen Scham zu stellen. Und aus vielen Ichs ein politisches Wir zu formen.

Sprecher:

Mir kommt die französische Soziologin Chantal Jaquet in den Sinn. Jaquet hat vor wenigen Jahren das Buch „Zwischen den Klassen“ veröffentlicht, in dem sie Pierre Bourdieus Thesen fortschreibt und hinterfragt. Auf gewisse Weise deutet sie darin den oft negativ konnotierten Begriff des Klassenaufstiegers – Jaquet spricht schöner von *transclasse* – um: Wer nämlich die Fähigkeit besitze, von einem Milieu in ein anderes zu wechseln, habe auch die Möglichkeit, zwischen den Klassen zu vermitteln. Er könne verschiedene Sprachen sprechen und stehe nicht vor der Alternative des „Entweder-oder“, sondern eher in der Logik des „Sowohl-als-auch“.

O-Ton (Daniela Dröscher)

Seit ich Chantal Jaquet gelesen habe und diesen Begriff entdeckt habe – manchmal ist es ja ein Wort, das alles aufschließt –, den Begriff der *transclasses*, denke ich, ja, das ist eine ganz eigene Identität. Und der Aufsteiger, die Aufsteigerin ist falsch erzählt oder es ist einseitig erzählt. Also, entweder wird diese Figur neoliberal umarmt und instrumentalisiert, um den Klassenkampf ein Märchen zu nennen und sie in Abrede zu stellen, oder es ist eine verräterische Figur, die nicht mehr verbunden ist mit ihrer Herkunftsklasse. Und dieses *transclasse* sein, ich fand das wirklich befreiend, und ich fand das sehr hoffnungsvoll, mich dieser Figur anzunehmen und sie ein bisschen lauter zu machen. (...) Es gibt ein wunderschönes Zitat, das hat sie auf dem Buchrücken. Da steht sinngemäß: Diese subjektive Befreiung, die man als Aufsteigerin erleben kann, die ist gut und schön, aber darum geht es natürlich nicht, sie wird nicht der Befreiung der POCs sein, sie wird nicht die Befreiung der Frau sein, aber sie könnte eine Figur sein, die uns hilft, die Klassengesellschaft abzuschaffen. Sie kann Verbindungslinien stiften, das ist das Gute an diesem Begriff.

Abmoderation

Sie hörten:

Klasse und Habitus – Autorinnen und Autoren erzählen vom Milieuwechsel

Ein Feature von Ulrich Rüdener

Es sprachen: Heiko Raulin (Sprecher), Kathrin Hildebrand (Zitatorin) und Sebastian Schwab (Zitator)

Ton und Technik: Fabian Vossler und Tanja Hiesch

Regie: Felicitas Ott

Redaktion: Anja Brockert

Eine Produktion des Südwestrundfunks 2021.

Literaturnachweise / Quellen:

- (1) Christian Baron: Ein Mann seiner Klasse. Claassen Verlag. Berlin 2020.
- (2) Christian Baron, Maria Barankow (Hrsg.): Klasse und Kampf. Claassen Verlag. Berlin 2021
- (3) Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Aus dem Französischen von Bern Schwibs und Achim Russer. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main 1987.
- (4) Pierre Bourdieu: Ein soziologischer Selbstversuch. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main 2002.
- (5) Daniela Dröscher: Zeige deine Klasse. Die Geschichte meiner sozialen Herkunft. Hoffmann und Campe. Hamburg 2018.
- (6) Daniela Dröscher (Hrsg.): Check Your Habitus. Sukultur Verlag. Berlin 2021.
- (7) Didier Eribon: Rückkehr nach Reims. Aus dem Französischen von Tobias Haberkorn. Suhrkamp Verlag. Berlin 2016.
- (8) Annie Ernaux: Eine Frau. Aus dem Französischen von Sonja Finck. Suhrkamp Verlag. Berlin 2019.
- (9) Dilek Güngör: Ich bin Özlem. Verbrecher Verlag. Berlin 2019.
- (10) Chantal Jaquet: Zwischen den Klassen. Über die Nicht-Reproduktion sozialer Macht. Aus dem Französischen von Horst Brühmann. Konstanz University Press. 2018.
- (11) Édouard Louis: Wer hat meinen Vater umgebracht. Aus dem Französischen von Hinrich Schmidt-Henkel. Fischer Verlag. Frankfurt am Main 2019.
- (12) Oliver Nachtwey: Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Suhrkamp Verlag. Berlin 2016.
- (13) Andreas Reckwitz: Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne. Suhrkamp Verlag. Berlin 2019.
- (14) Anke Stelling: Schäfchen im Trockenen. Roman. Verbrecher Verlag. Berlin 2018.
- (15) DVD: Pierre Bourdieu „Soziologie ist ein Kampfsport“, Suhrkamp Verlag 2012